

«UNTERWEGS IM NAMEN
DES HERRN»

*Thomas Glavinic Roadstory zur Gospa von
Medjugorje*¹

Thomas Glavinic geht wallfahren. Damit bedient er einen Trend. Es ist für zeitgeistige, auch nichtgläubige (Bildungs)Bürger eine anerkannte Freizeitbeschäftigung geworden, «dann mal weg» zu sein, eine Pause vom Alltag auf alten und neueren Pilgerwegen zu machen und sich auf die Suche zu begeben – ja nach was eigentlich? Glavinic, der Ich-Erzähler, behauptet von sich dies herausfinden zu wollen. «Ich will sehen, welche Menschen Pilgerreisen unternehmen, und ich will erfahren, wie es auf einer solchen Reise zugeht. Ich will Menschen in ihrem Glauben erleben, vielleicht auch, weil ich sie irgendwo tief in mir darum beneide» (9). Hier kündigt der Protagonist die lupenrein scheinende Wiederkehr traditioneller Religiosität in die deutschsprachige Gegenwartsliteratur an. Ein Schriftsteller mit atheistischem Selbstverständnis, namensgleich dem Autor, formuliert sein Interesse an Urkatholischem, nämlich der Marienwallfahrt. In journalistischer Neugier, in der er das Erleben und die Praktiken Anderer erkunden will, inszeniert er sich selbst als Selbstbetroffenen ex negativo – als einen, der nicht glauben kann und es manchmal ganz gerne würde. Also macht er sich mit einer Reisegruppe auf den Weg nach Medjugorje – kirchlich freilich nicht anerkannt, vom Kosten- und Zeitaufwand her aber verträglicher als Lourdes. Ziel der Unternehmung ist ein schriftstellerisches Produkt, wozu sein mitreisender Freund und Fotograf Ingo die passenden Bilder liefern soll. Dieses Produkt, so die Fiktion, hat der Leser in Form des neuen Buches von Thomas Glavinic vor sich liegen. Darüber, was sich der Protagonist eingangs zum Thema gesetzt hat, erfährt das Publikum allerdings herzlich wenig.

Der Roman beginnt am Wiener Westbahnhof um sechs Uhr morgens (zu früh für den Schriftsteller) mit der Abfahrt des Busses in Richtung Medjugorje. Selbst rätselnd, ob er als Mitreisender von Pilgern automatisch selbst schon Pilger sei, beharrt er auf seiner Position als Beobachter, der er gleichwohl nicht nachkommt. Gleich eingangs versieht

er die Mitreisenden mit wenig kreativen Namensplaketten, die das gesamte Buch über als Beschreibungen reichen müssen: «Kap-penmann» für einen Mann mit Kappe, «Intschu-Tschuna» für einen Pilger mit langen schwarzen Haaren. Daneben gibt es den «Tennis-Lehrer», die «intelligente Psychologin» und die «Fundamentalistinnen», die durch extremes Fasten und überdurchschnittliches Glaubenswissen herausstechen. Was die einzelnen nach Medjugorje zieht, wie sie das Geschehen dort empfinden, interessiert den von den Umständen der Reise deutlich überforderten Glavinic bald nicht mehr. In Medjugorje selbst versäumt er nahezu alle Pilgerstationen, und es bleibt der Eindruck, der Wallfahrtsort bestehe nebst Pilgerherbergen vor allem aus einer Straße von Souvenirläden. Als Reportage über eine Pilgerfahrt nach Medjugorje wäre «Unterwegs im Namen des Herrn» eine glatte Themaverfehlung. Doch ein fiktionaler Text ist keine Reportage, ebenso wenig ein autobiographischer Bericht, auch wenn er noch so sehr den Anschein erweckt. Wie in seinem früheren Buch «Das bin doch ich», mit dem es der Autor auf die Shortlist für den deutschen Buchpreis geschafft hat, spielt Glavinic mit der Verdoppelung der Wirklichkeit, der Ähnlichkeit bei gleichzeitiger Unähnlichkeit zwischen dem Autor und dem Ich-Erzähler. Hier entsteht der Raum für Übertreibung, für Selbstdemontage, für Komik und, eventuell, für religiöse Sehnsucht.

Mit Thomas Glavinic, also dem Ich-Erzähler, bekommt der Leser die Perspektive eines hypochondrischen Schwarzsehers geboten. Hier ist kein Hape Kerkeling auf dem Weg, dessen «glaubensbesoffene Putzigkeit» (36) Glavinic nicht besonders schätzt. Seine Welt ist keine, in der sich alles Widerständige durch ein kurzes Murren «in Richtung da oben» lösen ließe. Eher im Gegenteil: Glavinic schafft aus objektiven Nichtigkeiten subjektive Bedrohungsszenarien. Den Reiseleiter, der wohlmeinend die billigsten Rastplätze empfiehlt, erlebt er als aggressiv und diktatorisch. Die Enge im Bus verschafft ihm Beklemmungen. Das Hotel, das im Regelfall keine Schlüssel zur Eingangstür herausgibt, wird ihm zum Gefängnis. Die Pilger, die ihm von Anfang an nicht geheuer sind, empfindet er schließlich als die unfreund-

lichsten Menschen, denen er je begegnet ist. Die Gefährdungen entstehen, kognitiv nachvollziehbar, aus dem unvermeidlichen Konflikt zwischen den (anachronistischen?) Gemeinschafts- und Präsenzzwängen einer Buspilgerreise und dem Lebensgefühl individueller Selbstbestimmung, verbunden mit andauernden Fluchtreflexen vermittelt durch Pillen, Alkohol und ständige mobile Kommunikation. Plausibel werden sie für den Leser vor allem dadurch, dass der Roman Atmosphäre schafft. In zunehmend rascherer Abfolge kommen «Gefährdungen» auf den Ich-Erzähler zu, was die mit Komik durchzogene bedrohliche Stimmung zur Überlebensangst dramatisiert. Von Anfang an erhalten sie einen (nicht ernst gemeinten?) magischen Beiklang, hat Glavinic doch das Gefühl, als Nichtgläubiger die Gospa herauszufordern. Als eine im Hintergrund wirkende dunkle Macht, so könnte es doch sein, führt die Gottesmutter von Medjugorje Glavinic in Bedrängnis und schickt ihm schließlich die «Mutter aller Anginas», die ihn völlig außer Gefecht setzt oder doch zumindest so weit, dass er sein Frühstück langsamer und mit mehr Bier zu sich nehmen muss als gewöhnlich.

Da bleibt nur die Flucht, zu der über-raschender Weise Freund Ingo aufruft, der mit dem Pilgerbetrieb bisher deutlich weniger Probleme zu haben schien. Spätestens jetzt bekommt der Roman den Charakter einer Roadstory. Glavinics Vater, der wenige Kilometer entfernt Urlaub macht, reist an, um seinen Sohn und Ingo nach Split zu bringen. Die Fahrt wird für den angina-geplagten Glavinic zum Höllentrip, ist der Vater doch betrunken, das Auto überhitzt und die Straße kurvig. In Split nächtigen sie in dem prachtvollen Haus von Ivica, einem Gefährten des Vaters aus Militärzeiten, dessen Berufsangabe «Krankenschwester» offenbar organisiertes Verbrechen verschleiert. Die dort geschilderten Balkan-Klischees, angefangen von Trinkexzessen bis hin zu nächtlichen Schießübungen, steigern das Sicherheitsgefühl der Pilger freilich keineswegs, und so bleibt wieder nur die Flucht hin zum Flughafen. Es wundert kaum noch, dass das Flugzeug nach Wien in Turbulenzen gerät, für die natürlich wiederum die Gospa verantwortlich sein könnte. Das Ende der

Flucht, die Erlösung, naht erst am Ende der Reise, an ihrem Ausgangspunkt – in Wien bei der Familie, der Frau und dem Sohn, dem vertrauten Alltag.

Was bleibt von dieser ebenso banalen wie wilden Reise an Erkenntnis für den Erzähler, welche Einsichten für den Leser? Über den in Medjugorje gepflegten Katholizismus erfährt man nicht viel. Zu verzeichnet sind Pilger und Praktiken, zu sehr demonstriert der Ich-Erzähler seine Glaubwürdigkeit in der Komik seiner Übertreibungen. Was die Erzählung vor allem transportiert, ist eine Atmosphäre bleibender Inkompatibilität einander fremder Lebensstile und Weltanschauungen. Dafür stehen pars pro toto die Botschaften der Gospa, die Glavinic immer wieder liest und vollständig im Text zitiert. Diese in der beständigen Wiederholung vorhersehbaren Aufrufe zum Fasten und Beten bilden, neben ominösen Anrufen des Tennis-Lehrers, das einzige Bindeglied zwischen der Pilgerfahrt nach Medjugorje und dem weiteren Verlauf der Reise. Sie bringen dem Protagonisten keine Erleuchtung, schon gar keine Umkehr oder auch nur Einsicht in eine alternative Weltdeutung oder Lebensmöglichkeit. Sie bleiben im Text ein Fremdkörper, allerdings gerade darin nicht ohne Funktion. Sie figurieren die «Einsamkeit und Hilflosigkeit» (148), die die Religion bei Glavinic als erste Assoziation hervorruft. Er bleibt getrennt von jeglicher Gemeinschaft von Gläubigen an was auch immer. Doch durchsetzt der wiederholte Blick auf die immer gleichen Botschaften der Gospa die Flucht mit einer Sehnsucht – mit der Hoffnung, dass hinter allem Chaotischen und Bedrohlichen doch eine Ordnung stecke, etwas Gutes wirke, «das zu Recht Gott genannt werden kann. Ja, tief in mir lebt die Sehnsucht nach dem Göttlichen, das mich nicht alleine lässt, und genau das wird mir hier bewusst: die Existenz einer stillen Übereinkunft mit mir selbst, dass ich nicht alle Türen zugeschlagen habe» (148).

Mirja Kutzer, Universität Köln

¹ Thomas GLAVINIC, *Unterwegs im Namen des Herrn*. Hanser, München 2011. 208 S., geb., 17,90 Euro.